

Die vergessenen Kinder

Autor(en): **Göumann, Christine / Lanfranconi, Paula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **104 (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-840222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

re Mutter ist eine Blöde», sagen die Nachbarskinder.

Ist Mama noch da?

Vor drei Jahren war Petra K. in eine derart lebensbedrohliche Krise geraten, dass sie in eine Klinik eintrat. «Sonst», sagt sie, «hätte ich mich umgebracht.» Ihre grösste Sorge waren die Kinder. Von der Klinik bekamen sie und ihr Partner keine Unterstützung. «Während der ganzen sieben Wochen», erinnert sich die junge Mutter, «waren die Kinder kein Thema.»

Petra K. fehlte die Kraft, selber etwas zu unternehmen. Ihrem Partner gelang es dann, für die Kinder Notfallplätze in einem städtischen Hort zu organisieren. Zwischendurch sprangen Mutter und Schwiegermutter ein. Es war eine äusserst belastende Zeit. Ein halbes Jahr verging, bis es Petra K. gelang, das Vertrauensverhältnis zu ihren

Kindern wieder aufzubauen. Ihre kleine Tochter wachte nachts auf und wollte wissen, ob Mama noch da sei. Ihr Sohn hat eine Art Kontrollblick für die Befindlichkeit seiner Mutter entwickelt; er scheint immer irgendwie auf dem Sprung zu sein.

Irrsinniger Alltag

Was Petra K. erlebt hat, ist Realität auch für die meisten anderen von psychischen Erkrankungen betroffenen Familien. Denn ihre Kinder, das zeigte kürzlich die so genannte Winterthurer Studie, gehen vergessen (siehe Interview unten). Als wichtigste Hilfestellung wünscht sich Petra K., dass die Kinder überhaupt wahrgenommen werden. Im Klartext: Sozialarbeiterinnen, Therapeuten, Hausärztinnen müssen genauer hinschauen. «Kinder», fordert Petra K., «sollten einen Ort haben, wo sie

sich selber sein können und wo die Rolle der Eltern keinen Einfluss hat.» Zum Beispiel im Sporttraining, in der Pfadi, im Chor. Ebenso zentral findet Petra K., dass die Kinder Zugang zu einer Ansprechperson haben, die ihnen Fragen zur Erkrankung ihres Elternteils beantwortet und ihnen konkrete Hilfe anbietet, damit sie die eigene Belastung überhaupt wahrnehmen und formulieren können. Denn Kinder, weiss Petra K., versuchten oft, sich aus Loyalität zu den Eltern mit der überfordernden Situation irgendwie zu arrangieren.

Im Moment geht es der jungen Mutter gut. «Wir leben», sagt sie lachend, «unseren ganz normalen irrsinnigen Alltag.» Irgendwann im Gespräch hatte sie aber auch gesagt: «Ich habe Angst vor mir selber.» ■

Paula Lanfranconi

**Namen geändert*

Die vergessenen Kinder

Kinder psychisch kranker Eltern gehen vergessen. Dies zeigt eine Studie* aus der Psychiatrieregion Winterthur. Christine Gäumann, Beauftragte für Familienpsychiatrie in der Integrierten Psychiatrie Winterthur (IPW) fordert eine engere Zusammenarbeit zwischen den Fachpersonen.

Frau Gäumann, welches sind die wichtigsten Resultate dieser Studie?

Wichtig ist vor allem, dass wir endlich über gesicherte Zahlen verfügen.

Die Studie zeigt, dass im Raum Winterthur mindestens 700 Kinder psychisch kranke Eltern haben. Auf den ganzen Kanton Zürich hochgerechnet sind es demnach 4000 Kinder. Wie repräsentativ sind denn diese Zahlen?

Für den Kanton Zürich sind sie sicher repräsentativ. Winterthur ist von der Grösse her eine ideale Gemeinde, weil sie über ein grosses Einzugsgebiet und ein sehr diversifiziertes Hilfsangebot verfügt. Aber es ist eine Stichtag-Befragung. Erfasst sind nur Per-

sonen, die am 21. März 2006 eine Einrichtung des Erwachsenen- oder des Kinder-Versorgungssystems aufsuchten. Ich vermute, dass die realen Zahlen um einen Drittel höher liegen.

Es ist beunruhigend, dass die Kinder psychisch kranker Eltern vergessen gehen: Wie steht es um die Zusammenarbeit zwischen sozialen und medizinischen Facheinrichtungen?

Dadurch, dass die Vernetzung in Winterthur gut ist, klappt die Zusammenarbeit innerhalb der Fachgrenzen einigermaßen gut. Doch sobald das soziale Versorgungssystem mit dem medizinisch-psychiatrischen Versorgungssystem kooperieren soll, liegt schon mehr als das Mittelmeer dazwischen.

Welche Folgen hat diese mangelhafte Kooperation für die Kinder?

Die Kinder gehören – noch viel stärker als die Partner der Patienten – zu den nicht beachteten Angehörigen. Das heisst: Wie die Kinder die Situation erleben, interessiert niemanden. Man vertraut darauf, dass es sich irgendwie selber reguliert.

Laut Studie werden die Patientinnen und Patienten zwar in fast allen Kliniken gefragt, ob sie Kinder hätten. Aber bloss in 43 Prozent der Fälle fragt man auch danach, wie die Kinder unterstützt werden. Woher kommt dieses «Desinteresse»?

Erstens werden die Hospitalisationen immer kürzer, die Kliniken

«*Sobald das soziale und das medizinisch-psychiatrische Versorgungssystem miteinander kooperieren sollen, liegt mehr als das Mittelmeer dazwischen.*»

- sind in erster Linie damit beschäftigt, die medizinischen Massnahmen einzuleiten. Danach müssen die Patientinnen und Patienten schon wieder gehen. Zweitens: In der Erwachsenenpsychiatrie beginnt die Einsicht erst langsam zu wachsen, dass man – soll es den Patienten besser gehen – auch die Wechselwirkungen im Problemgefüge thematisieren muss. Denn das Problemgefüge ist

gleichzeitig auch das Ressourcengefüge!

Was tun Sie in Ihren Kliniken, damit die Kinder besser wahrgenommen werden?

Wir laden sehr rasch Partner und Kinder zu einem Gespräch ein. Viele Kinder fühlen sich schuldig dafür, dass ihre Mutter in der Klinik ist. Da ist es sehr entlastend, wenn man ihnen sagt: Du kannst nichts dafür, dass das Mami so traurig ist. Wir versuchen, ihnen die Situation altersgerecht zu erklären und schauen mit dem gesunden Elternteil, ob er selber oder jemand aus dem Umfeld in der Lage ist, die Versorgung der Kinder zu meistern.

Braucht es neue Angebote, um die Kinder besser zu betreuen?

Nein, aber die bestehenden Angebote in der Familien- und Jugendhilfe sollten den Kindern besser zugänglich gemacht werden. Für Fachleute im Sozialbereich heisst das: Sie müssen wissen, welche Angebote es gibt. Oft ist es auch nötig, die Familie zu motivieren, Unterstützung anzunehmen, denn viele haben Angst, dass ihnen die Kinder weggenommen werden.

Wie könnte eine gute Versorgung der Kinder konkret aussehen?

Es kommt immer auf das Alter der Kinder an. Benötigen sie «nur» jemand Erwachsenen, die oder der präsent ist und dem sie vertrauen? Oder ist das Kind in grosser Not, hat es Albträume, wird es aggressiv oder zieht es sich völlig zurück? In diesen Fällen braucht es professionelle Hilfe. Hier in Winterthur wenden wir uns an den Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst oder an das Sozialpädagogische Zentrum, damit das Kind abgeklärt wird und adäquate Unterstützung erhält.

Die Studie belegt auch, dass es Wechselwirkungen gibt zwischen psychischer Erkrankung und Arbeitslosigkeit, tiefem Bildungsstand, Scheidung oder Migration. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Die Probleme dürfen nicht bloss medizinisiert und individualisiert werden. Wir müssen durch familienergänzende Angebote Stressoren reduzieren, damit überforderte Mütter nicht mit Depression reagieren müssen. Denn Depressionen sind bei Frauen Problemstellung Nummer eins, bei den Männern sind es Suchterkrankungen.

Sozialarbeitende haben immer weniger Zeit für ihre Klientinnen und Klienten. Welche Entlastungen sehen Sie?

Hier in Winterthur gibt es gute Tendenzen, das Administrative vermehrt ans kaufmännische Personal zu delegieren. So bleibt den Sozialarbeitenden wieder mehr Zeit für die eigentliche Beratung.

Eine der Massnahmen, welche die Studie vorschlägt, sind Checklisten für Fachpersonen. Was muss man sich darunter vorstellen?

Die Checklisten sollen auf die Abläufe abgestimmt sein: Ein Arzt, der eine Patientin auf die Station aufnimmt, soll anhand von Standardfragen Vorgaben erhalten, damit er weiss, was zu tun ist, wenn die Patientin Kinder hat. Solche Checklisten sind auch für andere Berufsgruppen zu konzipieren. ■

Das Gespräch führte
Paula Lanfranchi

*«Kinder psychisch kranker Eltern: Winterthurer Studie». (Download: www.zhaw.ch)
Weitere Infos: ruth.gurny@zhaw.ch



Christine Gäumann, Beauftragte für Familienpsychiatrie in der Integrierten Psychiatrie Winterthur (IPW).
Bild: zvg